

Übersetzen ist nichts für Feiglinge

Sehr geehrte Hochseilartistinnen, Gesellschaftstherapeuten, Weltenvermittlerinnen, Übermutige, verehrte Übersetzerinnen und Übersetzer, liebe Menschen,

In der [Vorschau des Unionsverlages](#) fand ich eine bemerkenswerte Huldigung an eben Sie wie folgt:

„Unter den Menschen, mit denen wir täglich zusammenarbeiten, gibt es eine besonders leidenschaftliche und leidgeprüfte Spezies.

Nach festem Plan schaffen sie Tag für Tag ihr Soll an Seiten. Sie rennen in die Bibliothek, um einen türkischen Seemannsfluch, eine arabische Hirsesorte, ein kirgisches Steppengras nachzuschlagen. Sie recherchieren im Internet, ob im hohen Norden Kanadas die Häuser nun mit Bretterwegen oder Knüppelpfaden verbunden sind. Beim Abendessen mit ihnen kann es vorkommen, dass sie plötzlich wie von der Tarantel gestochen zum Pult eilen und ein Wort aufschreiben. Soeben ist beim Plaudern eine Vokabel gefallen, die sie seit Tagen suchen: Sie spießen sie auf wie einen seltenen Schmetterling. Um das richtige Wort für den Klang eines zerschellenden Glases zu finden, werfen sie eines an die Wand. Im Urlaub reisen sie durch die Landschaften, die sie beschrieben haben, lassen im nächsten Roman die Erfahrungen einfließen und kämpfen mit dem Steuerbeamten, die Reisespesen als Berufsauslagen abzubuchen. Und kaum ist ein Roman abgeschlossen, spüren sie schon das Kribbeln zum nächsten. Übersetzer überleben über Sätzen.

Wenn gar der Autor ins Land kommt, werden sie zu Reiseführern, Buchhaltern, Honorareintreibern, Butlern, Krankenschwestern und Dolmetschern sowieso. Rund um die Uhr im Einsatz, organisieren sie Termine, Interviews, Hotelzimmer, und all dies zu einem Stundensatz, der keinen Spengler ins Haus bringen würde, wenn der Hahn tropft. An der Buchmesse weichen sie Tag und Nacht nicht von der Seite ihres berühmten Schützlings, der ohne sie keine Stimme und keine Leser hätte.

Die Leserschaft, die Rezensenten aber sehen zu oft durch sie hindurch und über sie hinweg. Wer denkt daran, dass über dem bewunderten Text ein Meister saß, der die Linse geschliffen hat, durch die der Leser ins Original sieht? Zu Recht sagen die

Übersetzerinnen und Übersetzer: Ohne uns gibt es keine Weltliteratur. Sie sind Künstler, und der Unionsverlag zum Beispiel wäre ohne sie ein Nichts.“

Lucien Leitess, der Gründer des Unionverlages, verbeugte sich vor inzwischen 21 Jahren, 1998, auf diese Weise vor Ihrer Zunft und sprach, eindeutig zugewandter und gewisser als heute so mancher Verleger, so manche Verlegerin, von dem, was Sie uns tun; uns, den Autorinnen und Autoren, uns, den Leserinnen und Lesern, uns, um es kurz zusammen zu fassen: der Welt.

Aber was tun Sie uns da eigentlich an?

Sie tun uns an, dass Ihr Mut Sie nie verlässt.

„Übersetzen ist nichts für Feiglinge“, so lautet der Titel meines Zwischenrufs. Ich spreche dabei aus der Sicht als Autorin, als Leserin, und als dahingeworfene Existenz in dieser unüberschaubaren Gegenwart.

In einer Gegenwart, in der Literatur als auch Sprache, eine höhere Bedeutung, einen zunehmenden Einfluss haben – weil wir durch die Digitalisierung einen erweiterten Resonanzraum haben, mit Sprache, Leitvokabeln, Framing, missbrauchten und okkupierten Begriffen umgehen, und uns über Sprache selbst im digitalen Kommunikationsraum unterhalten.

Und so haben Sie es, als Übersetzerinnen und Übersetzer von heute, längst nicht mehr „nur“ mit dem zu tun, vor was sich 1998 Lucien Leitess verbeugte; Ihr Handwerk und Ihre Kunst sind Herausforderungen ausgesetzt, die über launische Autorinnen, zahlunwillige Verlage, mangelnde Wertschätzung in der medialen Öffentlichkeit und sprachlich-kulturellen Brückenbau hinaus gehen.

Und für die braucht es die Abwesenheit von Feigheit mehr denn je.

„Achtung, folgender Wortbeitrag könnte Sie re-traumatisieren!“ – wenn es nach dem Konsens an amerikanischen Universitäten als auch dem großen lauten Twitter-Universum ginge, müsste dies nicht nur vor Reden, Videospiele und Filmen, sondern Büchern voran gestellt werden.

Amerikanische Studierende – Literatur, Geschichte, Kunst – wollen Trigger-Warnungen für jegliche Art von konfliktbeladenen Themen in ihren Lehrbüchern sehen: Sei es Sexismus, Rassismus, Übergewicht oder Spinnen, Krieg und Vergewaltigung. Ovids Metamorphosen: contains sexual violence, [forderten die Studierenden der Columbia University](#) in New York. Virginia Woolfs “Mrs Dalloway”: Achtung, könnte Suizidgelüste auslösen – [Rudgers University](#), New Jersey. [Der](#)

[große Gatsby](#): Warning, contains sexism. So kurz und ungerecht kann man Bücher auf eine Punchline reduzieren.

Die Lyrikerin Kerstin Hensel, Anna-Seghers-Preisträgerin, wurde auf einer [Lesereise durch Amerikas mittleren Westen](#) an einer Universität von Studentinnen angegangen, als sie die Grimm'schen Märchen präsentierte; rucke-di-guck, Blut ist im Schuck – das sei gewaltverherrlichend, und sie selbst solle bitte künftig doch nur noch Lustiges, Nettes schreiben und nicht ständig ihre DDR-Zeit thematisieren, das würde Beklemmung auslösen.

Auch außerhalb der Universitäten Amerikas wird verstärkt gefordert, Literatur mit Triggerwarnungen auszuzeichnen; nicht nur, wenn es um Gewaltszenen ginge, um Drogenkonsum – Zigaretten und Weißwein fallen bereits darunter –, sondern auch um sogenannte „verbotene Wörter“ oder verdächtige, gar eine beliebige Gruppe beleidigende Eigenschaften der handelnden Figuren.

Ziel müsse es sein, einen „Safe Space“ für Traumatisierte herzustellen, eine „Psychische Sicherheit“, und de facto Risiken aller Art beim Lesen abzuschaffen – ob gesundheitliche, emotionale oder alle vorstellbaren Minderheitengruppen beleidigende Anklänge. Einige Universitäten bieten betreutes Lesen, geschlossene Lesegruppen an – für Bücher wie „Lolita“ oder „Stadt der Blinden“.

Erstaunlich, mag man da sagen, wie intensiv Literatur offenbar wirkt; als Optimistin möchte ich rufen: Endlich merkt es mal jemand, lasst uns eine Werbekampagne entwerfen und auf alle Bücher: Warning: contains everything! drucken. Als Pessimistin: wie schränkt uns dieser zwar naive, aber nachvollziehbare Wunsch nach emotionaler Unversehrtheit in Schreiben und Übersetzen in unserer Zukunft ein? Auch in der deutschsprachigen Blogszene ist das „Triggerwarnung muss sein“-Ding angekommen – vor allem Jugendbücher sollten ausgezeichnet werden, wenn von Scheidung, Selbstverletzung, Krebserkrankung der Eltern oder Sexualität zu lesen sei, wie etwa ein Zungenkuss.

Diese fortgeführte Debatte um das Herstellen einer psychischen und politisch korrekten Sicherheit trifft nicht nur mich als Autorin, die fortan entscheiden müsste: Ist eine Ohrfeige aus Lust in ein Werfen mit Plüschbällchen zu verwandeln, und dies aber unbedingt für Allergiker zu erwähnen? Darf ich einen Mann noch Blumen und Alleen und Frauen bewundern lassen, oder schon mal eine Malerrolle und fünf Liter Wandfarbe besorgen? Bin ich befugt, als Karnivore mit Hang zu Zigaretten und Sauvignon Blanc aus der Gasgogne über alkoholfrei lebende Vegetarierinnen zu

schreiben? Und wenn meine Heldin mit Liebeskummer eine Bergwanderung macht, sollte ich vor das Kapitel eine Warnung setzen: Achtung, für Leserinnen mit Höhenangst ungeeignet, bitte lesen Sie ab Kapitel 33 weiter? Und, ach ja: warning: contains love.

Ich könnte bei der Gelegenheit auch meinen Beruf an den viel gelittenen Nagel hängen, und Sie alle gleich mit: denn wie können Sie mit ruhigem Gewissen etwas übersetzen, was bei anderem irgend etwas gefährdet, und sei es die Ignoranz? Sie und ich, wir können zwar schreiben und übersetzen, wie wir wollen, geraten aber mitunter an die Gitterstäbe des heimischen Lektorats. Dort ist man einiges gewöhnt: hasserfüllte Leserinbriefe, wenn ein Haustier zu Tode kommt im Kriminalroman, Beschwerde-eMails, wenn zu viele Personen oder schwierige Wörter auftauchen, und die Klagen, dass eine Figur zu viel raucht, zu viel trinkt oder zu viel Sex hat, das macht durchaus etwas mit dem Rückgrat der Programmgestalterinnen der Publikums-Verlage. Daraus resultiert ein vorausseilender Gehorsam vor der Empfindsamkeit bestimmter Lese-Persönlichkeiten, und das rigorose Streichen von womöglich irritierenden Details und Wörtern, um weder Auflage noch Leserin zu vergraulen.

Ich persönlich danke auf den Knien meines Herzens meinem Übersetzer Simon Pare – durch seine Fürsprache gelang es, dass in den amerikanischen Übersetzungen von meinem The Little Paris Bookshop als auch The Little French Bistro weiterhin von weiblichen Orgasmen die Rede sein durfte, von der Farbe weiblichen Schamhaars sowie die Erwähnung einer Erektion, die ungefähr auf Seite 178 aufplopte.

Gerade Ihnen als Übersetzerinnen und Übersetzer fällt in solchen Situationen, wenn zu schnell gestrichen werden soll, die Rolle des Literatur-Anwalts zu: genau dort braucht es Ihre Abwesenheit von Feigheit, um zu vermeiden, dass es immer mehr marktgleitfähige, gezähmte Literatur gibt.

Hier sind Sie gefragt, im Sinne Esther Kinskys zu handeln: dass man sich auf die "Andersnamigkeit" der Welt einlassen muss, auch im Aushalten von Fremdheit und scheinbar Unübersetzbarem, und auch in der Abwägung der Frage, was Literatur zumuten muss, zumuten darf.

Darf sie aber etwa dieses:

Heimat. Mädels. Neger. Behindert. Zigeunerschnitzel. Polacke.

Wie gehen Sie damit um, wenn Sie an Begriffe, Dialoge, Szenerien im Originaltext geraten, von denen Sie wissen, dass sie im deutschsprachigen Sprachraum der Gegenwart, in der sich ständig weiter entwickelnden Werteskala der Gesellschaft, Befremden auslösen?

Ein Übersetzer oder Übersetzerin, der / die den englischen Begriff *disabled* zu übersetzen hat, muss abwägen, ob der Autor diesen Begriff bewusst gewählt hat, weil er eine Figur, ihre Sozialisierung, oder einen Kontext, eine bestimmte historische Vergangenheit charakterisieren will; oder ob er nachlässig den Begriff verwendet hat – oder gar in der Selbstüberzeugung, dass er sich in seinem seit Jahrzehnten angeeignetem Stilgebrauch nicht davon beeindrucken lässt, von dieser political correctness.

Verlage weisen die Übersetzer_Innen gerne an, treu gegenüber dem Original zu sein. Wem aber soll man treu sein? Der Quellsprache, der Zielsprache, den Autorinnen, dem Publikum, dem Wortlaut, dem Sinngehalt? Der gesellschaftlichen Wahrnehmung, dem eigenen Moralempfinden, oder sich selbst und dem eigenen Wunsch nach Respekt und Schutz von Minderheiten?

Die Treue ist bei der Übersetzung immer etwas Multidimensionales, und braucht einen starken inneren Kompass, um sich zu entscheiden.

Denn andersherum kann es Ihnen genauso gehen, wenn Sie mit der Sensibilität für Diskriminierung einer anderen Kultur konfrontiert sind:

Die [British Medical Association](#) verordnete ihren Mitarbeitern, schwangere Frauen nicht als „werdende Mütter“ zu beschreiben, sondern als „schwangere Personen“ (expectant persons). Die BMA möchte jene Wertvorstellungen, die eine Ungleichbehandlung aufgrund des Geschlechts hervorrufen können, auflösen, denn der Begriff „werdende Mutter“ sei für Transgender-Personen nun mal unangebracht. Wie übersetzen Sie „schwangere Person“, wenn Sie wissen, dass die Debatte um Gebärfähigkeit von Transgendermensen in Deutschland nicht mal begonnen wurde? Bleiben Sie dem Autoren treu, oder der leichteren Verständlichkeit und schreiben „werdende Mutter“? Nutzen Sie die Chance, um mit „schwangere Person“ ein neues Sichtfenster auf Diversität und Sprache zu öffnen? Wie gestalten Sie mit der Wahl Ihrer Wörter folglich den gesellschaftlichen Diskurs, still zwischen geräuschlosen Papierdeckeln, aber womöglich mächtiger als die Politik? Wenn Sie heute übersetzen, sind Sie Mittlerinnen sich verändernder Wertekanons, und Sie haben es durch Ihre Wortwahl in der Hand, auf die Gesellschaft, auf die Politik, auf die Menschen einzuwirken.

Es herrscht inzwischen beispielsweise ein mühsam errungener Konsens, dass Kinderbücher einerseits Zeitzeuginnen sind, und andererseits aber gerade jene Werke, die den Blick auf die Welt des Nachwuchses am meisten prägen. Verlage mühen sich deshalb um Geschichten ohne Rollenklischees und eine nicht-diskriminierende Sprache; dass übrigens Bücher, deren Stereotypen aufgebrochen werden, seltener von Eltern gekauft wird als jene mit der traditionellen Rosa-Blau-Zuteilung, steht in einem anderen Vortrag.

Aus der Perspektive der Wertevermittlung ist es verständlich, dass „Negerkönige“ gegen Südseekönige ausgetauscht wurden, oder sich in Preußlers Kleiner Hexe Kinder eben nicht mehr als Indianer verkleiden.

Andererseits gibt es Eingriffe, die man nicht mehr mit Moralcodex erklären mag: in Enid Blytons 1941 erschienenem Kinderbuchklassiker „The Adventurous Four“ entdecken die Arnold-Kinder während des Zweiten Weltkriegs einen geheimen U-Boot-Stützpunkt der Nazis vor der Küste Schottlands und werden von deutschen Soldaten mit Hakenkreuz-Armbinde gefangen genommen. Als das Buch 1969 ins Deutsche übersetzt wurde, [machte man aus den deutschen Nazis Unpolitische und Waffenschmuggler ungenannter Nationalität](#), ließ die Geschichte aber weiterhin im Zweiten Weltkrieg spielen; man könnte fast meinen, der Verlag wollte sich der Nazi-Vergangenheit Deutschlands dann doch nicht so gerne stellen.

Auch die Übersetzung der Schlümpfe und der Geschichte „Les Schtroumpfs noirs“ offenbart unterschiedliche Entwicklungsstufen, wie Sprache und Diskriminierung eingeordnet werden: Der in Deutschland als „Blauschlumpfe und Schwarzschlumpfe“ erschienene Band handelt von einer gefährlichen Krankheit: Wird ein Schlumpf von der Mücke Bzz gestochen, verwandelt er sich in einen Schwarzschlumpf: Seine Haut wird schwarz und er versucht, andere Schlümpfe zu beißen und anzustecken. Die schwarze Hautfarbe der „bösen“ Schlümpfe wurde bei der Bearbeitung für den internationalen Markt geändert: Sowohl in den englischsprachigen Comics als auch in der amerikanischen Zeichentrickserie [werden die Schlümpfe lila](#) – um Hautfarbe nicht als Merkmal von bösen oder guten Eigenschaften zu etablieren.

Wie weit muss sie – und wie weit darf sie gehen, die verbotene Sprachzone im Dienste einer gleichberechtigten und integren Gesellschaft?

Darf ich einen betrunkenen Aussteiger-Nazi von einem anderen Protagonisten als „dämlichen Ex-Nazi“ beschimpfen lassen, oder wird es mir als Rassismus der Schöpferin ausgelegt, wenn ich den Nazifreunden des Nazis reale Hetzbegriffe wie

„Überfremdung“ und „Nigger“ in die schreienden Münder lege, um klar zu stellen, dass die Realität uns bereits mehr verletzt, als wir Triggerwarnungsaufkleber „contains racism“ drucken können?

Viele meiner Kolleginnen und Kollegen der Kriminalliteratur haben es bereits erlebt, dass die Sprache ihrer Figuren, vor allem der Antagonisten, in ihren Spannungsromanen verflauscht werden soll – mit besten Absichten, versteht sich. Ich möchte allerdings mal einen Nachwuchsnazi sehen, der nicht „Kanacken klatschen!“ schreit, sondern „Neubürger mit anatolischer Herkunft mit der Stirn voran auf der Borsteinkante platzieren“. Und das gilt auch vice versa für Spannungsromane, die Sie übersetzen und sich entscheiden müssen: Treue gegenüber der Figurensprache – oder Treue gegenüber dem Grundsatz der Moral, die von uns verlangt, dass wir darauf achten, mit der Sprache nicht zu diskriminieren, zu verletzen?

Es ist also an Ihnen, ihn zu erkennen:

den feinen, nötigen Grat zwischen der respektvollen Akzeptanz einer Verletzlichkeit eines Individuums sowie der Wahrung des sozialen Miteinanders, das fortwährend seinen notwendigen Dynamiken unterliegt – man denke an die nötigen Veränderungen der Sprache in der Genderfrage oder in einer Sensibilität für die Abwertung ganzer Kulturen und Gruppen mit Begrifflichkeiten wie „Nigger“, „Spastis“ oder „Rothäute“ – und einer Selbstzensur, aufgezwungen durch einen gesellschaftlichen Gruppenzwang, unbedingt zu den einzig wahren „Guten“ zu gehören. Und damit vielleicht Wörter unsichtbar zu machen, aber eben nicht das, was sie benennen, und von wem sie benutzt werden.

Und so werden Sie als Übersetzerinnen und Übersetzer ein immer nötigerer Seismograph gesellschaftlicher Grundwerte, ausgedrückt in Sprache, ausgedrückt in der Debatte, was Sprache weiterhin sein muss, von was sie erzählen muss.

Und, ja, dazu benötigt man Courage, einen kühlen Kopf und sehr viel Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen – wobei [diese Tagung hier](#) ja nun erneut Gelegenheit gibt.

Apropos: um bald in eine, wenn von Ihnen gewünschte, Debatte zu kommen, möchte ich den aus meiner Sicht dritten und damit letzten Aspekt meines Zwischenrufes ansprechen, und wo die Welt Ihre Unerschütterlichkeit benötigt – Ich sage nur: GoogleTranslate.

In der Buchbranche ist Künstliche Intelligenz zu einem wesentlichen Faktor geworden: Die algorithmischen Empfehlungen der Online-Händler wie Amazon empfehlen Bücher auf Basis von errechneten Vorlieben, die Auslese-Programme von E-Books analysieren intime Lesegewohnheiten; aus diesen Daten werden Leitfäden verfasst, wie von der Firma [Coliloquy](#), wie Autoren und Autorinnen ein marktgleitfähiges Buch schreiben. Welche schwierigen Wörter weggelassen werden sollten, der erste Sex bitte auf Seite 28 (na, gut, das ist vielleicht ein wenig übertrieben), und dass der Protagonist unbedingt groß, grünäugig und dunkelhaarig sein muss, und, ganz wichtig: Haare auf dem Kopf: ja, Haare auf der Brust: nein. – Warum dann nicht gleich von KI Texte schreiben und übersetzen lassen? Dann hat man auch weniger Ärger mit diesen anstrengenden, launischen Autoren und Übersetzerinnen! Die schlechte Nachricht: Textgeneratoren, Übersetzungsmaschinen und Robototerjournalist, wie die KI der Firma uNaice, werden zum Erstellen und Übersetzen von mehreren Millionen Kurz- und Produkttexten auf Online-Shop-Seiten eingesetzt, um keinen kreativen menschlichen Geist mehr zu zwingen, sich Sätze aus den Fingern zu saugen wie: „Sie sind routinierter Semi-Profi und daher regelmäßig handwerklich im Einsatz? Mit der Akkustichsäge Bosch PST 18 Li meistern Sie jede Aufgabe mit links“.

[In naher Zukunft entstehen solche Übersetzungssysteme für Jura, Medizin oder die Autoindustrie](#); sogar die deutsche Regierung arbeitet bereits mit DeepL für seine verkehrsrechtlichen Traktate.

Chatbots reagieren in sozialen Medien auf Reizworte, und sondern je nach Wahl Begeisterungs- oder Hass-Tweets in verschiedenen Sprachen ab – und in der Bibliothek oder des Buchhandels der Zukunft kann ein Chatbot auf die Frage antworten: „welches Buch ist für mich interessant?“

Vielleicht empfiehlt der Bot ja ein Werk seinesgleichen, zum Beispiel eine von einer KI übersetzten Ausgabe. Amazon lässt seine [Translate Machine](#) an gemeinfreien Werken üben, um sich künftig Übersetzungshonorar zu sparen.

Die Künstliche Intelligenz im Übersetzungsbereich basiert auf einem künstlichen neuronalen Netz; Google Translate, DeepL, Microsoft Translator, Amazon Translate und Co. sind generische MÜ-Systeme. Sie wurden mit Texten aus unterschiedlichen Fachbereichen trainiert, aber sie übersetzten beispielsweise nicht idiomatisch oder können nicht zwischen den Zeilen lesen: Witz, Ironie oder Verbildlichung sind dem KI-Translator völlig fremd – und erst Recht Phrasen, die es nur in einer Sprache gibt. And then we have the salad, and you can't eat good cherrys with him.

Doch wie bringen wir den Schreib-Maschinen von Morgen außerdem Werte bei? Soll das der Ingenieur tun? Die Hausanwältin von Amazon? Oder doch lieber jene, die Sprache nicht nur als Kommunikation, sondern als Vermittlerin von ethischen, moralischen, aber eben auch freiheitlichen und demokratischen Werten begreifen?

Sie werden folglich mehr denn je gebraucht.

Fazit:

Übersetzung ist „Wirklichkeitsgewinn“. Übersetzung ist, geistig in anderen Kulturen spazieren gehen zu können als seien diese unsere eigene.

Übersetzung ist, für mich als Autorin das große Glück, mitunter besser verstanden und ausgedrückt zu werden, als ich dies vermag.

((ab hier gilt das gesprochene Wort))

Ich möchte den Schluss meines Zwischenrufes erweitern, um etwas, das hier nicht auf dem Papier steht.

Es ist etwas, das mir klar wurde, je länger ich heute mit Ihnen, mit Euch war.

Ich hörte heute genau zu, wenn Übersetzerinnen und Übersetzer über „Ihre AutorInnen“ sprachen. Sie benutzten die Formel: „*Mein Autor. Meine Autorin.*“

Das berührt mich auf eine eigene Weise, denn es schließt eine Wunde. Dazu muss ich anmerken, dass ich mein erstes Buch 1997 veröffentlichte. Ich unterlag zu Anfang der Naivität, der die meisten Autorinnen und Autoren unterliegen; ich dachte, es ginge in der Buchbranche, in der Literatur, um Inhalt, und nur um Inhalt.

Irgendwann musste ich feststellen, dass die Buchbranche auch Schweinehälften verkaufen könnte – denn natürlich geht es um den Markt, oft weit mehr als um den Inhalt. Dann vergeblich nach partnerschaftlichen, engen, inhaltsbetonten Beziehungen zu suchen innerhalb dieses Marktes schlägt Wunden.

Und dann ist da auf einmal der Übersetzer, die Übersetzerin. Wir gehen zusammen in einem Kopf spazieren, und es ist nur der Inhalt, der zählt. Wir haben jene Beziehung, die ich mir immer wünschte, und die der Anfang von allem ist – Sie und ich, wir AutorInnen und die ÜbersetzerInnen, wir sind die Quelle, aus dem alles entsteht. Ohne uns: keine Verlage. Kein Buchhandel. Keine Filme, Serien, kein Kino, keine belebten Innenstädte, wir sind der Anfang von allem, wir machen es möglich, die Bildung von Kultur, von Identität, Emotion, Mut, innerer Weite, wir sind Brückenbauerinnen zwischen Welten, Nationen, Zeiten, wir zeigen Alternativen und Versionen anderer Lebensentwürfe auf, mit uns und unseren Büchern, unseren

Inhalten, vermitteln wir Toleranz und Widerspruch, Wissen und Gefühl, wir bilden den Kopf und das Herz, das Rückgrat einer freiheitlich und pluralistisch denkenden Gesellschaft, wir sind der Anfang von allem.

Und Sie machen dies möglich, ohne Sie wäre ich nur eine Träumerin, gefangen in meiner Sprache, allein in meinem Kopf.

Ich bin *Ihre Autorin*.

Und dafür danke ich Ihnen.

Danke.

Die mehrfach ausgezeichnete internationale Bestsellerautorin Nina George, geboren 1973, veröffentlicht seit 1997 Romane, Sachbücher, Essays, Reportagen, Kurzgeschichten, Blogs und Kolumnen. Ihr Roman „Das Lavendelzimmer“ wurde in 37 Sprachen übersetzt und eroberte weltweit die Charts, so etwa die New York Times-Bestsellerliste. Nina George ist seit mehreren Jahren politisch für die Interessen der AutorInnen und ÜbersetzerInnen aktiv, und war u.a. im Bundesvorstand des VS und dem Präsidium des PEN für die Themen Urheberrecht, Digitales und KI zuständig. Seit Juni 2019 ist Nina George Präsidentin des European Writers' Council, dem Dachverband von 38 europäischen AutorInnenverbänden. Sie lebt in Berlin und in der Bretagne.